

Leseprobe aus:

Gerður Kristný  
Die grüne Bluse meiner Schwester



© 2013 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

Die Bestellung in der Bäckerei war schiefgelaufen, auf dem Kaffeetisch stand eine Schokoladentorte mit einer Aufschrift aus Zuckerguss: ARON SNÆR 6 JAHRE. Die bunten Buchstaben versprachen kiloweise Süßigkeiten, riesige Geschenkpakete und Topfschlagen. Obwohl das nicht gerade passend war, hatte Mama die Torte angenommen. Mein Vater hieß Gunnar Pálsson und war achtundsechzig Jahre alt geworden. Es war nicht sein Geburtstag, sondern seine Beerdigung. Man hatte ihn in ein dunkles Loch gesteckt und zugebuddelt.

Mama hielt sich wie die Heldin, zu der die Nachrufe sie hochstilisiert hatten. Bei einigen hätte man meinen können, es ginge um sie, so hochtrabend waren die Beschreibungen von Magdalena, die während der Krankheit ihres Mannes wie ein Fels in der Brandung neben ihm gestanden hatte. Nirgends ein Wort über die hysterischen Heulanfälle oder die stumpfe Lethargie infolge der Medikamente, die unser Hausarzt ihr fürsorglich zugesteckt hatte. Manchmal hatte sie denselben dumpfen Gesichtsausdruck, den ich aus meiner Jugendzeit kannte. Dann schaute ich weg. Mama trug ein neues Kleid, ein dunkelblaues, und ich hatte einen knallroten Lippenstift für sie

ausgesucht. Sie hatte sich von einer Freundin dabei helfen lassen, ihre Haare dunkelbraun zu färben, und lief hocherhobenen Hauptes geschäftig durch die Wohnung. Beide Räume waren voller Leute. Papas Freunde und Arbeitskollegen und Mamas Verwandte waren gekommen, um uns ihr Beileid zu bekunden. Niemand aus dem Ostland. Ich ging einmal durchs ganze Haus, um mich zu vergewissern. Schlängelte mich entschuldigend zwischen den Gästen hindurch, von denen mich einige freundlich anlächelten und den Kaffee lobten, als sei ich für die Kaffeeplantage zuständig. Vielleicht waren die Verwandten aus dem Ostland ja verstorben. Ich weiß nicht, warum ich erwartet hatte, sie zu sehen. Bisher hatte meine Verwandtschaft väterlicherseits unser Haus gemieden. Ehrlich gesagt war ich noch nie einem von ihnen begegnet. Dennoch war ich immer davon ausgegangen, dass sie zu Papas Beerdigung kommen würden, vielleicht zu siebt oder zu acht, dass sie, dunkel gekleidet und mit ernstesten Mienen, Kaffee trinken und sich über Leute und Orte unterhalten würden, die wir anderen nicht kannten.

Meine Schwester Gubba und ich kümmerten uns ums Kaffeekochen. Ihre weiße Bluse war sofort voller Kaffeeflecken, woraufhin sie ein mindestens zwanzig Jahre altes Horrorteil von Mama anzog, eine grüne Satinbluse mit einer albernen Troddel vorne dran, die hin und her baumelte. Anscheinend gefiel ihr das Teil. Sie hatte noch nie einen guten Geschmack gehabt. Vielleicht war sie auch vor Trauer so durcheinander. Sie heulte, seit der Pfarrer Papa »den Mann mit dem Goldherz« genannt hatte. Ich stellte mir vor, wie das massive Goldherz Papa sein ganzes Leben lang belastet hatte und am Ende immer weiter Richtung

Magentumor gesackt war. Ich hatte es zwar geschafft, mich zusammenzureißen, mir aber zur Sicherheit eine Serviette in den Ärmel gesteckt. Den ganzen Tag ertappte ich mich dabei zu denken, Papa sei hier. Wenn ich in der Küche war, meinte ich, ihn im Wohnzimmer zu hören, und wenn ich im Wohnzimmer war, drang seine Stimme aus dem Esszimmer. Dort standen ein paar seiner alten Schulkameraden beisammen, und ich hatte das untrügliche Gefühl, dass ich Papa, sobald sich die Runde lichtete, auf dem Stuhl vor Jóhann Briems Pferdegemälde entdecken würde, wo er immer die Zeitung las. Als ich etwas später ins Esszimmer kam, saß da eine Frau und pulte mit den Fingernägeln zwischen ihren Zähnen.

Gunnar Birnir, Gubbas fast achtjähriger Sohn, verschante sich in seinem Zimmer und antwortete nicht, als ich an die Tür klopfte. Als ich sie öffnete, lag er in seinen Sonntagskleidern auf dem Bett, mit einem Kopfhörer, der an Gubbas Konfirmations-Stereoanlage angeschlossen war. Nachdem er mich bemerkt hatte, setzte er ihn ab.

»Abba. *The Winner Takes It All*«, sagte er, als hätte ich ihn danach gefragt. Ich hockte mich neben sein Bett und strich ihm übers Haar. Er hatte geweint.

»Willst du keinen Kuchen, mein Schatz?«

»Nein«, sagte Gunnar Birnir und zuckte zurück. Ich nahm meine Hand weg und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn, bevor ich wieder hinausging.

Seit Papa gestorben war, wollte der Junge nur noch allein sein. Papa hatte sich total verändert, als Gunnar Birnir damals geboren wurde. Es war wirklich erstaunlich. Auf einmal hatte er einen Grund gefunden, mitten am Tag von der Arbeit nach Hause zu kommen, um Zeit mit dem Jun-

gen zu verbringen, was völlig undenkbar gewesen wäre, als Gubba und ich klein waren.

Die Gäste verstumten jedes Mal abrupt, wenn Gubba mit geröteten Augen in dem grünen Horrorteil ins Wohnzimmer hastete, um Kaffee nachzuschicken. Die Frauen legten automatisch den Kopf schief, wenn Gubba ihre Tassen auffüllte, und flüsterten: »Danke, Liebes, du bist so tapfer.« Auch die Männer grunzten etwas, aber ihre Worte waren nicht zu verstehen. Eiríkur Eyjólfss, der bis zu Papas Krankheit gemeinsam mit ihm die Kanzlei geführt hatte, ergriff schließlich das Wort: »Es läuft gut in der Uni, meine Liebe.«

»Ja, ja, es läuft«, murmelte Gubba.

»Und du hast noch zwei Semester vor dir.«

Meine Schwester nickte.

»Hauptsache, sie macht weiter«, sagte Mama und strich sich einen Kuchenkrümel aus dem Mundwinkel. Aus irgendeinem Grund fiel der Ehering an ihrem mageren Ringfinger mehr auf als vorher.

Einen Moment lang dachte ich, sie wolle mich angehen, weil ich meine BA-Arbeit in Isländisch nicht fertig geschrieben hatte. Ich wollte mich verteidigen, holte tief Luft und hatte mir im Geiste schon eine Entgegnung zurechtgelegt, von wegen das hätte sowieso keinen Einfluss auf mein Gehalt, als ich mich eines Besseren besann. Auf dem Beistelltisch standen ein paar verwaiste Kuchenteller. Ich schnappte sie mir und ging damit in die Küche, bevor ich mich blamieren konnte. Aber ich sah noch, wie Eiríkur bei Mamas Aussage höflich nickte. Seine beiden Söhne, ehemalige Straßenkids mit Irokesenschnitt, sind Rechtsanwälte und führen gemeinsam eine Kanzlei in der Suður-

landsbraut. Sie haben keinen Ärger mehr gemacht, seit sie mit fünfzehn aufgehört haben zu sniffen.

Dunkel gekleidete ältere Herren und gefasste Damen tranken höflich ihren Kaffee und verputzten die mit Smarties verzierte Torte. Anfangs drehten sich die Gespräche noch darum, was für ein besonderer Mann Papa gewesen sei und wie wacker er sich während seiner Krankheit geschlagen habe, doch schon bald ging es um Politik, Tarifverträge und anderes, was graumelierte Herren gerne besprechen, wenn sie zusammenkommen.

Ihre Ehefrauen plauderten derweil über den Zimtgeschmack des Kaffees, flüsterten Mama aufbauende Worte zu und erboten sich ab und an, Gubba und mir in der Küche zu helfen. Ich lehnte dankend ab. Ihre hellen Kostüme ließen nicht unbedingt darauf schließen, dass sie zum Spülen oder Kaffeekochen gekommen waren. Papa hatte ihnen den Gefallen getan, im Frühjahr zu sterben, weshalb sie in hellgelben und blassrosa Kostümen zur Beerdigung erscheinen konnten. Schwarz steht älteren Menschen nicht gut. Es unterstreicht ihre Falten.

Wir waren alle froh, als die Gäste endlich zum Aufbruch bliesen. Gubba reichte den Männern die Mäntel und den Frauen die Pelze. Eine ganze Nerzfarm trat hinaus in den kühlen Frühlingsabend. Eiríkur verabschiedete sich als Letzter. Ich half ihm in den Mantel. Erst da merkte ich, wie alt er geworden war. Er wollte die Hand, in der er seinen Hut hielt, in den Ärmel stecken und brauchte einen Moment, um das Problem zu erkennen. Schließlich nahm er den Hut in die andere Hand und wollte diese in den Ärmel stecken.

»Ach, wann ist das nur alles so kompliziert geworden?«, fragte er leise und lächelte verlegen.

»Aber das macht doch nichts«, sagte ich, nahm ihm den Hut ab und legte ihn auf einen Stuhl, während er in seinen dicken schwarzen Mantel schlüpfte. Sobald er ihn anhatte, wurde er wieder so, wie ich ihn kannte: ein ehrwürdiger älterer Herr.

Eiríkur drehte sich um, runzelte die Stirn und sagte: »Dein Vater war ein guter Mann, Frida«, so als hätte jemand etwas anderes behauptet.

Ich wollte etwas sagen, brachte aber plötzlich kein Wort heraus. Es war, als könnte er sehen, wie ich mich fühlte, und bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte er mich in den Arm genommen und an sich gedrückt. Der alte Herr war noch ganz schön stark. Ich bekam kaum Luft. Der schale Geruch von Weichspüler und herbem altmodischen Rasierwasser stieg mir in die Nase. Auf einmal wurde mir klar, was für ein schwerer Tag das für ihn gewesen sein musste. Papa und er hatten fast vierzig Jahre Seite an Seite gearbeitet. Sie hatten sich fast jeden Tag getroffen und miteinander unterhalten. Eiríkur hatte meinen Vater viel besser und länger gekannt als ich.

»Wenn du etwas brauchst, Liebes, kannst du jederzeit zu mir kommen«, flüsterte Eiríkur mir ins Ohr.

Als er mich endlich losließ, sah ich Tränen in seinen Augenwinkeln. Ich war gerührt. Es ist schlimm, alte Menschen weinen zu sehen. Man erwartet, dass all die Jahre, die sie auf dem Buckel haben, sie abgehärtet hätten.

In der Küche hatte Gubba bereits mit dem Abwasch begonnen. Das Abendlicht fiel durchs Fenster und warf eine grüne Blässe von der Bluse auf ihr Gesicht. »Warum haben sie sich nie eine Spülmaschine gekauft?«, brummelte sie, als ich kam.

Ich nahm ein Küchenhandtuch und begann abzutrocknen. Es war viele Jahre her, seit wir gemeinsam abgewaschen hatten, und ich hatte die ungestüme Art meiner Schwester ganz vergessen. Als Wasser auf meine Festtagskleidung spritzte, fiel sie mir jedoch schnell wieder ein. Ich musste eine günstige Gelegenheit abpassen, um die nassen Teller vom Abtropfsieb zu nehmen, damit mich kein Wasserschwall traf oder mir die Spülbürste in die Quere kam. Das Schweigen war erdrückend. Ich war erleichtert, als Mama kam und das Geschirr einräumte.

»Irgendwo in der Stadt gibt es jetzt einen traurigen Jungen«, sagte sie gedankenverloren, eine Untertasse von dem dänischen Service in der Hand, das Papa und sie zur Hochzeit geschenkt bekommen hatten. »Der arme Aron Snær.«

## 2

Ich war immer davon überzeugt gewesen, dass Mama zuerst sterben würde. Es lag einfach in der Luft. Als Nächstes würde Gubba das Zeitliche segnen, und dann wären Papa und ich ganz alleine auf der Welt. Wir könnten in den Milchladen, in den Schokoladenladen und in den Obstladen gehen, uns in die Tram setzen und »Bimmelimm! Aus dem Weg!« rufen.

Das Mädchen, das bei uns im Haus in der Kellerwohnung wohnte und, wenn ich mich recht erinnere, Gréta hieß, fragte mich mal, ob ich lieber bei Papa oder bei Mama leben würde, wenn die beiden sich scheiden ließen. Nachdem ihr Vater die Familie verlassen hatte, war für sie sonnenklar, dass dieses Schicksal jedem bevorstünde. Es war keine ungewöhnliche Frage angesichts all derer, die wir einander stellten. Eines Tages fragte ich Gréta zum Beispiel, ob sie sich vorstellen könne, ihre Mutter aufzuessen, wenn sie kurz vorm Hungertod stünde und nichts anderes hätte.

»Bekäme ich was zu trinken dazu?«, fragte sie, und als ich bejahte, fand sie es durchaus vorstellbar, die Frau runterzukriegen. Ich musste hingegen keine Sekunde darüber nachdenken, bei wem ich lieber wohnen würde. Nachdem

ich mich vergewissert hatte, dass das Küchenfenster über uns auch wirklich geschlossen war, sagte ich, ich würde bei Papa wohnen wollen. Er war zwar leicht erregbar, aber darauf konnte man sich einstellen. Man musste nur aufpassen, ihm nicht im Weg zu sein, und sich möglichst leise verhalten. Das Schwierigste war eigentlich, sich von Gubba fernzuhalten, denn es waren unsere tagtäglichen Streitereien, die Papa in schlechte Laune versetzten. Mama war da unberechenbarer. Das kleinste Mienenspiel konnte sie aus der Fassung bringen. Und sie unternahm auch nie etwas Schönes mit uns. Gubba und sie kochten zwar gerne zusammen, aber das fand ich völlig überflüssig. Es war mir schlichtweg egal. Was sollte Spaß daran machen, Zeugs in einen Topf zu schmeißen und darin herumzurühren? Für Mama gab es nichts Schöneres, als zu Hause zu bleiben und sich hinzulegen, und dann musste es ganz leise im Haus sein. Papa ging dagegen sonntags mit uns in die Dreihurvorstellung eines Disney-Films. Manchmal brachte er uns nur hin und holte uns wieder ab, aber manchmal sah er sich auch mit uns den Film an. Wenn keine neuen Filme im Kino liefen, gingen wir ins Mokka. Dann kaufte er zuerst bei den Zeitungsjungen in der Austurstræti die Wochenendzeitungen und schärfte uns ein, man solle sie immer bei denen kaufen und nicht am Kiosk. Anschließend wurden wir im Mokka zu Waffeln mit Marmelade und Sahne eingeladen. Papa bestellte zwei, aß eine selbst und teilte die andere haargenau zwischen mir und meiner Schwester auf. Wir fingen erst an zu essen, wenn wir sicherheitshalber die Quadrate unserer jeweiligen Stücke gezählt hatten. Gubba verschlang die Leckerei wie ein hungerndes Kind aus Äthiopien, während ich mich bemühte, so langsam

zu essen wie Papa. Seine Zeitungslektüre begann immer mit der Kolumne von Flosi im *Volkswillen*, und manchmal lachte er laut auf. Ich versuchte ein paarmal, die Kolumnen zu lesen, verstand aber nicht, was so lustig daran war, obwohl ich mir gut vorstellen konnte, dass es Spaß machte, in der Zeitung zu schreiben und andere Leute zum Lachen zu bringen. In der *Zeit* blieb Papa meistens bei Artikeln hängen, die etwas mit Geschichte zu tun hatten, am besten mit dem Zweiten Weltkrieg. Er hatte die Angewohnheit, die entsprechenden Seiten herauszureißen und aufzubewahren. Die *Wochenendpost* blätterte er immer todernst durch, und wenn sich irgendwelche Männer, die er kannte, zu uns setzten, sprachen sie oft über die Meldungen darin. Diese Männer grüßten Papa meist mit den Worten: »Wie geht's dem Herrn Anwalt?«, oder »Na? Ist Flosi heute gut?«

An den Wänden im Mokka hingen Bilder von Flóki oder anderen Männern, die damals noch lebten und jetzt tot sind. Sie malten Frauen mit hohen Wangenknochen, nackten Brüsten, langem Haar und schlanken Fingern. Ich wollte auch solche Frauen malen, bekam Papas Stift geliehen und versuchte, auf einer Serviette eine dunkelhaarige Dame zu skizzieren. Als die Zeichnung misslang, beschloss ich einfach, so eine Frau zu werden. Gubba fand diese nackten Frauen widerlich.

»Igitt, die da sieht aus wie eine Hexe«, sagte sie und zeigte auf ein Bild, »und sie hat dieselben Haare wie du.«

»Lass das!«, sagte Papa so barsch, dass Gubba zusammenzuckte. »Das ist Kunst, das verstehst du nicht. Nur Frida und ich verstehen so was.«

Er blinzelte mir zu, und ich blinzelte zurück. Gubba rutschte auf ihrem Stuhl herum. Sie hatte ihre Waffel schon

aufgegessen und musste geduldig warten, bis Papa und ich fertig waren. Selbst schuld.

Auch wenn ich inzwischen ab und an nackte Brüste wie die Frauen auf den Bildern im Mokka habe, kann ich immer noch nicht von mir behaupten, mit hohen Wangenknochen und schlanken Fingern gesegnet zu sein oder lange Haare zu haben, was mir überhaupt nicht steht. Dennoch habe ich mich im Geiste immer mit langem hochgesteckten Haar gesehen, wenn ich mir den Moment vorstellte, in dem ich erfuhr, dass Papa gestorben sei. Seinerzeit war uns gesagt worden, wir müssten damit rechnen, dass er im Herbst stürbe. Deshalb kam sein Tod für alle überraschend. Ich war immer davon ausgegangen, man würde es mir mitten in der Nacht mitteilen. Das Telefon würde klingeln und eine fremde Stimme sagen: »Ihr Vater ist gestorben.« Aber so war es natürlich nicht, und ich wollte, ich hätte Papa nie tot sehen müssen. Es wäre viel besser, wenn die Leute einfach im Augenblick ihres Todes verschwänden. Und günstigstenfalls einen angenehmen Geruch hinterließen. Die Angehörigen kämen zu dem leeren Bett, nähmen einen Duft von Luxusseife, Zigarren, Fleischsuppe oder frisch gemähtem Gras wahr, von etwas, das man mit dem Verstorbenen in Verbindung brachte, und wüssten sofort, was passiert war. Ich wäre zu dem Bett in meinem alten verlassenem Kinderzimmer gekommen und hätte den Duft frischer Waffeln gerochen.

### 3

Falls Áslaug Geirfells, meine Chefin, stürbe, hinterließe sie eine Duftwolke von Boucheron. Wenn weltberühmte Juweliere sich der Kreation von Parfüms widmen, kann nur Gutes dabei herauskommen. Die Parfümerie Þrúður befindet sich in bester Lage in der Bankastræti und wurde nach der Vorbesitzerin des Ladens benannt, einer Frau, bei der Áslaug lange gearbeitet hatte und die sie nie ausstehen konnte. Der Name war jedoch so fest verwurzelt, als sie das Geschäft kaufte, dass es unsinnig gewesen wäre, ihn zu ändern. Áslaug und ich haben uns von Anfang an prima verstanden. Was gut ist, denn sie ist nicht nur meine Arbeitgeberin, sondern auch meine Vermieterin. Ich wohne unter ihr in einer Kellerwohnung in der Karlagata. Als ich noch Isländisch studiert habe, bin ich dort eingezogen, bei Björn Hafsteinn, einem äußerst attraktiven Geschichtsstudenten. Nach dem Bachelorabschluss ging er sofort in die USA, um seinen Master zu machen. Er hinterließ mir nicht nur Liebeskummer, sondern auch diese hübsche Wohnung samt Vermieterin. Küche und Bad sind klein, aber das Wohnzimmer ist schön und das Schlafzimmer ziemlich geräumig. Das Beste ist, dass ich einen separaten Eingang habe. Erst dann hat man das Gefühl, Königin in seinem eigenen

Reich zu sein. Nichtsdestotrotz will ich nicht mehr lange dort wohnen. Papa hat mir Geld hinterlassen. Ein Sparbuch mit einer hübschen Summe, damit ich eine Eigentumswohnung anzahlen kann. Sobald ich die Höhe der Summe erfahre, schaue ich mich nach einer geeigneten Wohnung um. Von Björn Hafsteinn habe ich nichts mehr gehört, seit ich das Auto seines Vaters geliehen bekam, um ihn zum Flughafen zu bringen, aber bei meinen seltenen Besuchen im Bónus-Supermarkt treffe ich immer seine Mutter, die mir die letzten Neuigkeiten aus Amerika erzählt. Er heiratet demnächst eine Frau namens Amber, die ihm bereits die Zwillinge Joshua Kári und Donald Óðinn geschenkt hat. Es wird lange dauern, bis ich das verdaut habe. Eigentlich ist es gut, dass er gegangen ist. Papa hielt ihn ohnehin nicht gerade für eine bemerkenswerte Persönlichkeit, auch wenn er manchmal seinen guten Willen zeigte und sich mit ihm über Geschichte unterhielt, obwohl Papa immer über die Isländer reden wollte, die im Zweiten Weltkrieg für die Deutschen gekämpft hatten, während Björn Hafsteinn mitten in einer BA-Arbeit über geschlechterspezifische Identitäten in der Ausdrucksweise der Bewohner des nördlichen Snæfellsnes steckte.

Áslaug machte große Augen, als sie am Tag nach der Beerdigung zur Arbeit kam und sah, dass ich wie immer den Laden geöffnet hatte und gerade die Parfümflakons abstaubte, die auf einem Tablett auf dem Verkaufstresen standen.

»Fändest du es nicht angebracht, dir heute freizunehmen, Schätzchen?«, fragte sie und sah mich unter ihrem blonden Pony hervor scharf an. Sie stützte die rechte Hand unters Kinn und die linke in die Hüfte, so wie sie es immer tut, wenn es ernst wird.

»Angebracht?«

»Ja, weil dein Vater doch ... du weißt schon.«

»Was ist mit ihm?«

»Na, er ...«

»Áslaug, sag's doch einfach. Er ist gestorben.«

»Ja, das wollte ich sagen. Willst du dir nicht für den Rest der Woche freinehmen?«

Ich lehnte ab. Es war gut, auf andere Gedanken zu kommen. Außerdem mussten die großen Theken verschiedener Kosmetikmarken noch durchgesehen werden, die mitten im Laden stehen und die männliche Kundschaft immer an die Kommandozentrale in einem Raumschiff erinnern. Ich weiß nicht, wie oft ich das schon gehört habe. Vielleicht genauso oft, wie wenn sie etwas völlig Harmloses, beispielsweise Augenbrauen-Gel, in die Hand nehmen und fragen: »Was macht man damit?« Ach, man kauft es einfach, legt es in den Badezimmerschrank und schmeißt es weg, wenn man es nach fünf Jahren wiederfindet.

In der vorherigen Woche war ich zu Hause geblieben, um wegen der Vorbereitungen für die Beerdigung zur Stelle zu sein, hätte es aber besser gelassen. Es hatte keine gesteigerte Nachfrage nach meiner Person geherrscht. Gubba und Mama hatten sich um alles gekümmert. Sie hatten den Sarg bestellt, die Psalmen ausgewählt und Papas Freunde benachrichtigt, als hätten sie nie etwas anderes gemacht. Ich hatte zweimal am Tag angerufen, um zu hören, ob ich gebraucht würde, und die seltenen Male, wenn Mama sich ausnahmsweise mal nicht hingelegt hatte und ans Telefon gegangen war, hatte ich zu hören bekommen, es sei alles unter Kontrolle. Ich war in dieser Woche total schlapp gewesen. Als hätte ich Fieber. Trotzdem hatte ich gemeint,

etwas tun zu müssen. Einmal war ich ins Schwimmbad gegangen, hatte eine Weile draußen im Hot Pot gegessen, mich aber bald wieder in die Dusche verdrückt. Ich hatte es unpassend gefunden, zwischen stolzen Eltern von Kleinkindern und Schülern, die gerade eine Lernpause machten, zu hocken, während mein Vater irgendwo in der Stadt tot herumlag.

Áslaug stand immer noch am Verkaufstresen und rührte mit dem Zeigefinger in dem Korb mit dem heruntergesetzten Nagellack. Ab und zu schielte sie zu mir herüber.

»Ich rufe dich an, wenn ich mal wegmuss«, sagte ich. Da kam sie endlich zu sich, flötete »Na gut, Schätzchen« und machte sich vom Acker.

Ein paar Tage vor Papas Tod war ich mit Áslaug zu einer Präsentation für einen japanischen Rasierschaum gegangen, der obendrein schlank macht, weil sein Geruch die Verdauung anregt. Obwohl sich die Frau, die die Präsentation abhielt, nicht traute, es laut zu sagen, schenkte sie dieser phantastischen Neuerung keinen Glauben.

»Wir wissen ja, dass Gerüche einen starken Einfluss auf unser Befinden haben, und nun wurde also ein Rasierschaum mit einem Duft entwickelt, von dem wir abnehmen, und ich meine, *why not?*«

Die Zuhörerinnen, Frauen jedweden Alters, nickten folgsam, denn am Ende einer solchen Veranstaltung gab es immer ein Geschenk. Bisher hatte ich bei solchen Bekehrungstreffen meistens Cremes für fettige Haut bekommen, von denen ich Pickel kriege, Parfüms, die Kopfschmerzen verursachen, oder blaue Wimperntusche, die ich nicht mehr benutze, seit ich vierzehn bin.

Es gab eine nicht enden wollende Powerpoint-Präsen-

tation, und Áslaug wäre fast eingeschlafen. Ihr Kopf sank immer tiefer auf ihre Brust. Sie war gerade in Paris gewesen und hatte sich eine Chanel-Tasche gekauft. Diese klassische schwarze mit der goldenen Kette. Man verdient anscheinend ganz ordentlich, wenn man eine Parfümerie besitzt. Vielleicht sollte ich lieber einen eigenen Laden anvisieren, anstatt für andere zu arbeiten. Áslaug zuckte zusammen, als die Tasche auf den Boden fiel, und lächelte unserer Platznachbarin, einer ernstern Frau mit zollfreiem Saga-Boutique-Schmuck aus dem Flugzeug – Marketingleiterin bei irgendeiner Frauenzeitschrift –, entschuldigend zu. Wir fügten uns in unser Schicksal und ließen ein Schaubild nach dem anderen über uns ergehen. Ein paar Texte waren auf Englisch, andere halbherzig ins Isländische übersetzt. Jemand mit einem so schlechten Sprachgefühl wie der Übersetzer hätte in meiner alten Schule niemals die zehnte Klasse geschafft. Es ging unter anderem um die chemische Zusammensetzung des Schaums, und dann wurde das menschliche Verdauungssystem so ausführlich abgehandelt, dass wir meinten, uns gemeinsam mit der Nahrung durch den Zwölffingerdarm zu bewegen. Die Zuhörerinnen saßen wie versteinert da. Ich zog ein Blatt und einen Bleistift heraus und notierte meine Ausgaben und Einnahmen für den nächsten Monatswechsel. Ich war zehntausend Kronen im Minus. Konnte es sein, dass jemand mein Geld verschleuderte?

Im Anschluss an die Präsentation durfte man Fragen stellen. Alle wollten wissen, ob der Schaum teuer sei. Die Frau verneinte.

»Wir möchten es auch normalen Leuten ermöglichen, dieses Produkt zu erwerben«, sagte sie langsam, als hätte

sie den Satz am Morgen auswendig gelernt, ohne eine Ahnung zu haben, was er bedeutete.

»Und wenn man sich nur die Beine rasieren, aber nicht abnehmen will?«, fragte Áslaug, die plötzlich hellwach war.

»Was?«, fragte die Frau, und ich nannte ihr ein einfaches Beispiel: »Wenn man zum Beispiel lange krank war und kein Gewicht verlieren darf.«

Ihre Wange fing an zu zucken, aber sie bekam sich wieder in den Griff und sagte schließlich: »Der Schaum wurde von den japanischen Medien begeistert aufgenommen. Ich gehe davon aus, dass das hierzulande auch so sein wird, ich meine, *why not?*«

»Und wenn eine Frau, die den Schaum benutzt, oft ihr Kind auf dem Arm hat? Das riecht den Duft und magert plötzlich total ab?«, fragte Áslaug. »Haben die Japaner da nicht ein bisschen zu kurz gedacht?«

Die Frau blickte sie ein paar Sekunden lang starr an und schaute dann hilfesuchend zu den anderen Zuhörerinnen, die sich so gesittet und leise verhielten, als wären sie krank. »Wir Isländer hinken anderen Nationen immer so weit hinterher«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Als ich die Unterlagen über diesen phantastischen Schaum gelesen habe, habe ich unglaublich viel über den menschlichen Körper gelernt. Das hat mich ans Lernen fürs Abitur erinnert. Sie fanden es doch bestimmt auch lehrreich, oder?«

Sie schwenkte den Arm in Richtung Leinwand, und die Zuschauerinnen nickten. *Why not?*

Als Áslaug und ich an der Reihe waren, unsere Geschenke von der Großhandelsfirma in Empfang zu nehmen, waren keine mehr da, und der Präsentationsdame schien das überhaupt nicht leidzutun. Wir gingen zu zweit ins Kaffi

Reykjavík, wo Áslaug als Schlummertrunk ein Bier spendierte.

Die Vorräte an Ysatis gingen langsam zur Neige. Im Frühling sind alle verrückt nach einem leichten Duft. Ich notierte mir, Áslaug daran zu erinnern, mit dem Lieferanten zu sprechen. Dann schaltete ich das Radio ein und hörte einen Bericht, welche Verluste Krankenhäuser schrieben und welcher Personalmangel auf den Stationen herrschte. Obsession ist ein klassischer Duft. Wenn man ihn ins Schaufenster stellen würde, müsste man ihn gut als Abiturgeschenk verkaufen können. Ich wollte ihn mir aufs Handgelenk sprühen, aber die Pumpe war falsch herum gedreht, und ich sprühte mir einen Fleck auf meinen blauen Pulli. Obsession war doch nicht so gut, wie ich es in Erinnerung hatte. Mit einem Mal überkam mich eine ungeheure Trägheit. Sie fing in der Herzgegend an, und während ich mit dem blöden Flakon in der Hand dastand, spürte ich, wie sie sich in meinem Körper ausbreitete, bis in die Zehen und Fingerspitzen hinein. Ich musste allein sein. Ich wollte aufs Land. Oder ins Ausland. Vielleicht wollte ich auch nur auf die Sonnenbank. Ich rief Áslaug an und sagte ihr, ich müsse weg. Sie stellte keine Fragen, meinte nur, sie sei schon unterwegs. Während ich auf sie wartete, verkaufte ich zwei Teenies je einen Lippenstift. Der eine hieß Happy, der andere Tiger. Ich war keins von beidem, und die Mädchen auch nicht.

In der Snorrabraut klingelte mein Handy. Papas Motorola-Monstrum, das er mir vor ein paar Monaten geschenkt hatte. »Ich brauche es in der nächsten Zeit wohl nicht«, hatte er gesagt. Seine grenzenlose Freigebigkeit hatte mich immer wieder überrascht. Damals hatte er mir auch von

dem Geld erzählt, das er mir vermachen würde, damit ich mir endlich eine Wohnung kaufen konnte. »Deine erste Wohnung«, hatte er feierlich gesagt.

Meine Freundin Kristín wollte wissen, wie es mir ging. Sie kommt vom Land und hat meistens gute Manieren. Ich sagte, es ginge mir gut, aber sie selbst klang ziemlich frustriert. »Bin fertig mit den Prüfungen, war aber nicht besonders gut. Ich weiß, dass man positiv denken soll, aber es lief echt scheiße«, sagte Kristín. Sie studiert seit fünf Jahren Dänisch, und die Prüfungen überrumpeln sie jedes Mal. »Und dann hab ich mir wahrscheinlich auch noch untenrum was eingefangen«, fügte sie hinzu. »Ich war mit einem Typen, den ich bei einer Party kennengelernt hab, in der Blauen Lagune und fühle mich seitdem irgendwie seltsam. Und wie war's bei dir?«

»Wie war was?«

»Na, die Beerdigung, Mensch.«

»So, wie Beerdigungen eben sind.«

Es war zwar meine erste Beerdigung gewesen, aber ich hatte schon ein paar im Kino gesehen. Der einzige Unterschied war, dass die isländischen Frauen nicht mit so schicken schwarzen Hüten aufkreuzten wie die Frauen in den Mafiafilmen.

»Weißt du, dein Vater war ein feiner Kerl.«

»Ja, danke.«

»Nee, ehrlich. Er war wirklich toll.«

Darauf folgte eine lange Pause. »Sollen wir uns demnächst mal treffen?«, fragte ich dann.

»Klar, unbedingt, wenn ich mich wieder erholt habe. Sag mal, glaubst du, dass Geschlechtskrankheiten in dem warmen Wasser in der Blauen Lagune überleben können?«

»Hab ich noch nie gehört.«

»Nee, dann muss ich mich wohl irgendwie anders angesteckt haben.«

»Wird wohl so sein. Geh zum Arzt.«

»Werde ich wohl müssen. Bis bald, *smile!*«

*Smile?*

Scharen feiernder, kostümierter Abiturienten schwankten vor mir her, mehrere Asterixe und ein paar Schlümpfe bildeten den Schluss. Kristín und ich waren auch Schlümpfe gewesen. Sie hatte sich so gut amüsiert, dass sie sich schon um fünf Uhr in die Hose gepinkelt hatte. Später hatte sie sich mit dem Kostüm nicht in die Reinigung getraut, dem Kostümverleih vorgelogen, es sei geklaut worden, und ein Heidengeld dafür bezahlt.

Zu Hause erwartete mich ein Kranz weißer Lilien von einer alten Schulkameradin, die ich während der gesamten Grundschulzeit Kata Käsefuß genannt hatte. Erst da wurde mir klar, dass die Trägheit, die mich übermannt hatte, mit dem Verlust meines Vaters zusammenhing.

## 4

Zwei Wochen nach der Beerdigung fuhr Mama mit meiner Schwester und Gunnar Birnir für drei Wochen nach Mallorca. Eigentlich hätte es mich nicht überraschen sollen, als Mama mir mitteilte, sie habe eine Reise für drei Personen gebucht. Das war direkt im Anschluss an das Gespräch darüber, ob ihre Entscheidung, für Papa einen Kiefernarg auszuwählen, richtig gewesen sei. »Wir müssen uns ein bisschen erholen«, sagte sie. Für einen Moment sah ich sie an einem weißen Sandstrand in dem Sarg liegen.

Mama geht bedenkenlos mit Gubba ins Kino und ins Theater oder besucht Leute, ohne mich vorher zu kontaktieren. Ich weiß nicht, wann sie entschieden hat, dass ich kein Interesse daran habe, etwas mit ihr zu unternehmen. Klar ist jedenfalls, dass es ihre Entscheidung war, nicht meine. Ich war einfach so blöd gewesen zu glauben, Papas Tod würde die Frauen in unserer Familie zusammenschweißen. Und jetzt lagen Gubba und Mama auf ihren Nivea-Badetüchern am Strand. Zwei dickbäuchige Seehunde. Gubba ist schon mit vierzehn zügig auf dieselbe Figur zugesteuert wie unsere Mutter. Schlanke Beine, ein passabler Hintern, und dann diese Wampe. Ich habe eine Taille und einen flachen Bauch, aber dicke Waden. Irgendwas ist immer.

Mama und Gubba gaben mir den Schlüssel von unserem Haus, damit ich die Blumen gießen konnte. Natürlich mussten sie nicht sofort gegossen werden, aber ich ging trotzdem direkt hin, sobald die drei weg waren. Vor der Haustür lag ein Flyer vom Herrenmodeladen Sævar Karl für Papa. Die neue Armani-Kollektion. Ich hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche.

Egal, welche Modewelle mit den dazugehörigen Jalousien, Natursteinfliesen und Gasherden die isländischen Wohnhäuser in den letzten Jahrzehnten überrollt hatte – im Haus meiner Eltern war nicht eine einzige Parkettdiele verlegt worden. Beigefarbener Teppichboden bis in den letzten Winkel, außer im Badezimmer und in der Küche, wo man Linoleum für angebracht hielt. Eine dunkelrote Relieftapete im Flur begrüßte seit Mitte der siebziger Jahre Gäste und Besucher, ebenso wie eine bräunliche Fußmatte – die Zugbrücke in die Burg. Der dicke, durchsichtige Plastikläufer, der über der Matte lag, war allerdings regelmäßig ausgetauscht worden. Meine Eltern wohnten sogar so schick, dass sie einen edlen Webteppich an der Wand hängen hatten. Die Fäden bildeten ein seltsames Muster, das absolut unergründlich war. Eine gelbe Spirale auf einer grünen Fläche mit roten Blitzen an den Seiten.

Die Wohnzimmermöbel – die Couchgarnitur, der Couchtisch und die Anrichte für das Hochzeitsservice – waren kurz nach dem Einzug gekauft worden, und es gab nie einen Grund, sie auszutauschen. Diese Einrichtung sollte fürs Leben sein. Was sich, im Fall von Papa, als richtig erwiesen hatte. Auf dem Klavier war lange nicht mehr gespielt worden. Allerdings konnte auch nur Gubba spielen, sie musste als Kind Unterricht nehmen, und ein

paar Jahre lang verging kein Tag, an dem sie nicht mehrere Stunden am Klavier saß und übte. Das hatten Mama und Papa entschieden, als sie noch ganz klein war. Erst lernte sie Blockflöte, und dann war auf einmal der grüne Sessel aus dem Wohnzimmer verschwunden, und an seiner Stelle stand das Klavier. Wir mussten unglaublich lange und langweilige Schülerkonzerte besuchen, bei denen verängstigte Kinder stundenlang herumklimperten. Ich verstehe immer noch nicht, wie ich darum herumgekommen bin, Klavierspielen zu lernen. Vielleicht weil ich gerne gezeichnet habe und es lange hieß, ich solle Kunstunterricht nehmen. Dann war das irgendwann kein Thema mehr, und mir war es eigentlich egal gewesen.

An Weihnachten musste sich Gubba ans Klavier setzen und Weihnachtslieder spielen. Dann bekam Mama immer feuchte Augen und überredete Papa und mich mitzusingen. So war es wohl auch in der Lindargata gewesen, wo Mama bei ihren Großeltern aufgewachsen war. Sie hatte nie erfahren, wer ihr Vater war, und ihre Mutter war bei einem der ersten großen Busunglücke in Island tödlich verunglückt. Das war im oberen Norðurárdalur gewesen, ihre Mutter war erst dreißig und auf dem Weg nach Akureyri. Niemand wusste, warum sie dorthin gefahren war, aber zum Glück hatte sie ihre Tochter zu Hause bei ihren Eltern gelassen. »Wir hatten vielleicht nicht viel Geld, aber wir haben immer gemeinsam gesungen«, sagte Mama, während wir drei – sie, Papa und ich – in unseren Festtagskleidern hinter Gubba standen.

Das waren überaus lächerliche Situationen gewesen. Papa schien die Texte nicht zu kennen und rasselte unverständliche Litaneien herunter, Mama sang mit hoher,

belegter Stimme und ich so leise, wie es möglich war, ohne regelrecht zu flüstern, während ich meine Zehen in den weichen Teppich bohrte und mir wünschte, darin zu versinken. Am meisten wünschte ich mir jedoch, dass die Nachbarn in der Kellerwohnung den Lärm nicht hörten.

»Sing doch mit!«, sagte Mama zwischen den Liedern zu Gubba.

»Nee, ich spiele«, erwiderte sie und schämte sich genauso furchtbar wie ich. Man sah es, obwohl sie mir den Rücken zuwandte, denn sie wurde am Hals gleichermaßen rot wie im Gesicht. Sie nickte konzentriert mit dem Kopf, wenn sie die Tasten anschlug, mit ihren kurzen Fingern, die unmissverständlich zeigten, dass aus dem Kind niemals ein Klaviergenie würde. Ihr dunkler Pferdeschwanz schwang hin und her wie ein Taktzähler.

Papa war in meinem Zimmer gestorben, unter einem Bild von zwei arglosen Kindern auf dem Weg über eine derart wackelige Brücke, dass sie mehr als nur ein bisschen dumm sein mussten zu glauben, sie würde halten. Über ihnen wachte ein großer Engel. Den brauchten sie auch. Dieses Bild hatte immer an der Wand in meinem Zimmer gehangen. Erst zwischen den Kreuzstichbildern, die ich selbst gestickt hatte und die Mama feierlich einrahmen ließ, und später zwischen den vielen Smiths-Postern, die ich in dem düsteren Laden *Bei Hjörtur* auf dem Laugavegur gekauft hatte. Für mich hatte es nie einen Grund gegeben, das Bild von dem Engel abzuhängen. Man ist nie zu alt für einen Schutzengel. Dennoch hatte ich es nicht mitnehmen wollen, als ich von zu Hause auszog.

Ich hatte Papas Leiche gefunden. Ich war bei meinen Eltern vorbeigegangen, um Videokassetten zu holen, die

ich dort vergessen hatte. *Der dritte Mann* und *Der Sinn des Lebens*. Ich hatte sie zusammen mit Papa und Gunnar Birnir am Abend zuvor angeschaut. Wir hatten den Fernseher und den Videorekorder zu Papa ins Zimmer gerollt, damit er nicht aufstehen musste. Ich saß auf dem Stuhl neben dem Bett, und Gunnar Birnir lag auf dem Fußboden. Gubba wollte erst mitschauen, wünschte uns dann aber gute Nacht, als Holly Martins am Anfang von *Der dritte Mann* den Friedhof betrat. Wahrscheinlich fand sie, ich hätte lieber etwas Nettes mit Meryl Streep aussuchen sollen, aber Papa verzog keine Miene. Wir hatten schon mal zusammen *Der dritte Mann* geschaut. Ich suchte nämlich immer Filme aus, von denen ich wusste, dass er sie schon gesehen hatte und gut fand. »Jetzt kommt er gleich. Jetzt kommt Harry«, sagte er gespannt, als die Katze an Orson Welles' Füßen miaute. Papas Lieblingsszene war, wenn Harry im Kanalsystem umgebracht wurde und seine tastenden Finger durch den Gullydeckel streckte. »Sieh dir sein Gesicht an! Er konnte so großartig spielen, dieser Welles!«

Es würde Spaß machen, solche Filme in Reykjavík zu drehen. Schwarzweißthriller, in denen Männer in den morschen Wellblechhäusern im Þingholt-Viertel beim Whisky zusammensitzen und der Gangsterboss in einem nahezu fensterlosen funktionalistischen Kalksteinhaus in der Eiríksgrata wohnt. Er hat eine Frau, die eine Mischung aus Anna Schmidt in *Der dritte Mann* und den Frauen auf den Bildern von Flóki ist. Ernst, dunkle Locken und volle Lippen. Und doch anders, als sie auf den ersten Blick scheint. Man müsste sich erkundigen, ob man das Einar-Jónsson-Museum nicht als Drehort benutzen dürfte und die Schlusszene zwischen den Skulpturen spielen lassen könnte. Die

Schüsse könnten die *Welle der Jahrhunderte* sprengen. Wir sollten dem Beispiel der Amerikaner folgen und Filme machen, in denen die wichtigsten Schätze der Nation – Kunstwerke und Gebäude – durch Naturkatastrophen, Menschen oder einen Gorilla zerstört werden.

»Ich würde gerne mal ein Drehbuch schreiben«, rutschte es mir bei der Schlusszene heraus, in der Holly wieder auf den Friedhof kam. Das anschließende Schweigen war so lang, dass ich erst dachte, ich hätte gar nichts gesagt. Endlich hörte ich Papa antworten: »Warum solltest du das nicht können? Wo du doch Isländisch studiert hast.«

Genau. Warum sollte ich das nicht können? Weil ich nicht wusste, wohin ich dann mit dem Drehbuch gehen sollte. Doch Papa wusste es. »Du schickst es einfach an Produktionsfirmen oder direkt an Regisseure. Aber dieses Problem ist zweitrangig. Erst musst du dich mal hinsetzen und schreiben.« Er reckte den Zeigefinger und den Mittelfinger seiner rechten Hand in die Höhe, wie üblich, wenn er seine Worte bekräftigen wollte. Fast so, als würde er einen Pfadfindereid schwören.

Gunnar Birnir war eingeschlafen. Ein leises Brummeln kam aus seiner Richtung. Ich stieß ihn sanft an und bat ihn, ins Bett zu gehen. Er schaute mich mit schlaftrunkenen Augen an, wusste nicht genau, wo er war, gehorchte aber.

Dann schauten Papa und ich *Der Sinn des Lebens* von Monty Python. Jedes Mal wieder witzig, wenn der Sensenmann zu Besuch kommt. »Die Lachsschaumspeise«, öffte Papa ihn nach und lachte. »Er hat immer das letzte Wort«, fügte er hinzu, als den Gästen klar wurde, dass der Tod keine Diskussionen duldete, und sie sich keinen anderen Rat wussten, als ihm hinaus in die Nacht zu folgen.

Ich bekam einen Kloß im Hals und traute mich nicht, Luft zu holen. Ich wollte, dass Papa noch etwas sagte, war mir aber gleichzeitig nicht sicher, ob ich es hören wollte.

»Man kann ihm nicht entkommen«, fuhr er fort. »Trotzdem schrecklich, dass jemand anders bestimmt, wann man gehen muss.« Er sprach schon ganz undeutlich vor Erschöpfung. Ich hätte es dabei belassen sollen, ein Video mitzubringen, aber das Two-for-one-Angebot war einfach zu verlockend gewesen.

»Wie könnte es denn sonst sein?«, fragte ich und versuchte zu flüstern, damit meine Stimme mich nicht entlarvte.

»Das allermeiste im Leben darf man selbst entscheiden, welche Ausbildung man macht, wen man heiratet, die Zahl der Kinder, und dann das. Und wenn man immer alles im Griff hatte, ist es unmöglich, sich damit abzufinden. Völlig unmöglich«, wiederholte er. »Ich werde so wütend, wenn ich darüber nachdenke.«

»Ich bin auch wütend«, flüsterte ich, ohne zu wissen, ob er es hörte. Wir schauten uns schweigend den Rest des Films an, aber wahrscheinlich verpasste Papa einiges, denn als der Film zu Ende ging, war er eingeschlafen.

Am nächsten Tag fand ich die Videos, aber auch Papa. Sein Gesicht war erstarrt und sein Mund geöffnet. Er hatte überhaupt keine Ähnlichkeit mit den friedlichen Bildern, die man von berühmten toten Männern kennt. Ich hatte den Eindruck, er würde jeden Moment aufspringen und mich empört fragen, was ich denn da herumschnüffle, anfangen zu lachen und sagen, er wolle mich doch nur veräppeln. Er habe mich beobachtet. Ich setzte mich in die Küche, zog die Gardinen zu und heulte, war aber sehr gefasst, als ich beim häuslichen Pflegedienst anrief und bekanntgab, was

passiert war. Erst als die Krankenschwester, die Papa zweimal täglich versorgt hatte, eingetroffen war, rief ich Mama an. Sie war gerade zu Besuch bei einer alten Freundin, die sie zum Glück begleiten konnte. Mamas Freundinnen haben nie etwas Bestimmtes vor. Sie scheinen nichts anderes zu tun, als tagtäglich von einem Kaffeeklatsch zum nächsten zu spazieren. Ich dachte, es sei niemand zu Hause, doch als man Papa herausgetragen hatte, kam ans Licht, dass Gunnar Birnir die ganze Zeit in seinem Zimmer gewesen war. Er hatte mit Kopfhörern Comics gelesen und weder mein Heulen noch den Lärm der Sanitäter gehört. Gubba setzte sich auf sein Bett, nahm ihn in den Arm und erklärte ihm behutsam, dass sein Opa tot sei. Er nickte schweigend.

»Hat Papa heute mit dir gesprochen?«, fragte Gubba.

»Ich hab ihm nur Wasser gebracht. Das wollte er haben.«

»Sonst nichts?«

»Dann wollte er in Ruhe seine Medikamente nehmen.«

Mamas Schluchzen drang ins Zimmer. »Der Arzt muss uns etwas für sie geben«, raunte Gubba mir zu, und ich entgegnete, sie solle sich selbst darum kümmern, wenn sie es für nötig hielt. Damit wolle ich nichts zu tun haben. Sobald Gubba das Zimmer verlassen hatte, setzte Gunnar Birnir die Kopfhörer wieder auf. Er kann sich stundenlang dieselben Platten anhören. Das ist bestimmt das Alter. Als ich ein bisschen älter war als er, las ich abwechselnd *Ferien auf Saltkrokan* von Astrid Lindgren, in dem sorglose Kinder in den schwedischen Schären spielen, und *Der Schrei nach Leben* von Martin Gray, in dem seine kurzgeschorenen Altersgenossen und er vor dem Elend in Treblinka fliehen. Ich weiß immer noch nicht, ob ich lieber die schwedischen Schären oder Treblinka besuchen würde.

Bei der Aufbahrung sah Papa ganz anders aus. Da hatte er ein friedliches Gesicht wie der einbalsamierte Lenin. Die Versace-Krawatte, die man ihm um den Hals geschnürt hatte, stand ihm nicht. Er hatte sie nie gemocht und war jetzt in der Lage, es dem Designer persönlich mitteilen zu können. So wie ich ihn kannte, würde er das zweifellos tun. Ich grinste bei dem Gedanken und spürte sofort Mamas stechenden Blick. Auf Papas Brust lag ein Psalmenbuch, und ich fand, dass ihm das auch nicht stand. Konnte mich nicht erinnern, dass er je in die Kirche gegangen war, außer zur Konfirmation seiner Töchter. Wenn wir durchs Land gereist waren und Mama Kirchen besichtigen wollte, hatte er solange im Auto gewartet. Aber Mama wollte unbedingt, dass Papa seinem Schöpfer in dieser Aufmachung gegenübertrat, und daran ließ sich nichts ändern.

An die Wand über meinem alten Bett hatte ich einen großen Tannenwald gemalt. Fuchs, Elch und Hase steckten ihre Köpfe zwischen den Bäumen hervor. Ich hatte von meinen Eltern die Erlaubnis bekommen, die Wand zu bemalen, als ich ihnen mit sechzehn mitgeteilt hatte, ich wolle nach dem Abitur auf die Kunsthochschule. Davor hatte ich noch nie darüber geredet, etwas Bestimmtes werden zu wollen, weshalb sie davon ziemlich angetan waren. Als abzusehen war, dass Gubba keine berühmte Pianistin werden würde, beschloss sie direkt, Jura zu studieren, und niemand machte sich Sorgen um sie. Ihre Ausbildung nahm jedoch eine jähe Wende, mit der niemand gerechnet hatte. Im Sommer nach dem Abitur lernte Gubba den Philosophiestudenten Helgi kennen, und noch bevor sie die Uni überhaupt von innen gesehen hatte, beschlossen die beiden, in eine Wohnung zu investieren, und deshalb musste sie arbeiten gehen. Ein

guter Grund, das Jurastudium aufzuschieben, und Gubba fand einen Job in einem Kinderklamottenladen, in dem sie noch heute den Sommer über arbeitet. Logisch, dass Papa nicht besonders viel von Helgi hielt.

»Philosophie?«, fragte er seinen Schwiegersohn. »Was meinstest du noch mal, wo du damit später arbeiten willst?«

»Leute mit philosophischer Ausbildung werden immer gesucht«, sagte Helgi, der nicht so genau wusste, wie er sich verhalten sollte. Er war einen Kopf kleiner als Papa und musste zu ihm aufschauen.

»Was du nicht sagst«, schnaubte Papa. Später hörte ich ihn Helgi noch zweimal fragen, ob sich die Firmen denn jetzt um ihn prügeln würden. Der Junge tat mir leid. Natürlich war er ein mieser Dreckskerl. Das war vom ersten Tag an klar. Aber sei's drum, die Liebe zwischen Gubba und Helgi blühte. Helgi war ja auch ein hübscher Kerl, wie man an Gunnar Birnir sehen kann. Gubba wunderte sich bestimmt genauso darüber wie alle anderen, dass sie ihn sich gekrallt hatte. Mama hatte Tränen in den Augen, als sie mir sagte, Gubba erwarte ein Kind. Ich beschloss, umgehend zu Hause auszuziehen, sobald ich die erste Auszahlung meines Studiendarlehens bekäme.

Gubba machte unverhofft Bekanntschaft mit dem isländischen Rechtssystem, als Helgi, dieser Musterknabe, der bei seinen wenigen Besuchen immer so taktvoll gewesen war, wegen versuchten Ecstasy-Schmuggels verurteilt wurde.

»Ja, er kam mir auch immer so hektisch vor«, sagte Mama, als sie in der Zeitung las, wo ihr Schwiegersohn die Pillen versteckt hatte. Papa weigerte sich, ihm zu helfen. Wollte nichts von dem Fall wissen, wie sehr Mama ihm

auch gut zuredete. Papa hatte eine lange Unterredung mit Gubba in seinem Arbeitszimmer. Sie kam total verheult wieder raus und war während der gesamten Schwangerschaft furchtbar empfindlich. Fing schon an zu heulen, wenn sie in der Zeitung etwas über ein verunglücktes Schaf las.

Helgi war auf Bewährung gewesen und wanderte in den Knast. Damit war er aus unser aller Leben verschwunden, und die arme Gubba ist immer noch nicht von zu Hause ausgezogen. Mama hielt ihr bei der Geburt die Hand, und nicht nur das, denn kurz darauf zeigte Gubba, die bisher zu prude gewesen war, im Bikini ein Sonnenbad zu nehmen, allen möglichen Leuten Mamas Fotos von dem mit Käseschmiere überzogenen Kind, ihrem eigenen verschwitzten Gesicht, das dennoch vor Freude über das neue Glück strahlte, und zu guter Letzt von einem braunen Klumpen, der sich als die Nachgeburt entpuppte. Es vergingen mehrere Jahre, bis sie es endlich schaffte, das Jurastudium aufzunehmen.

In unserer Familie darf der Drogendealer nicht erwähnt werden. Der kleine Gunnar Birnir heißt nach seiner Mutter: Guðbjargarson.

Meine Schwester Gubba, die mit vollem Namen Guðbjörg heißt, hat denselben Vornamen wie unsere Großmutter mütterlicherseits, die schon mit dreißig gestorben ist, während ich nach meinem Urgroßvater benannt bin. Er hieß Fridur. Als ich jünger war, fand ich es doof, nach einem Kerl benannt zu sein, dem ich nie begegnet war, aber man gewöhnt sich natürlich daran.

Ich fand, der Name Guðbjörg gebühre einer Königin, und unsere verstorbene Großmutter müsse mit großem

Wohlbehagen aus dem Himmel auf Gubba hinabblicken. Dabei sah ich der blonden Frau viel ähnlicher, die vom Bücherregal aus zuschaute, wie sich unsere Familie stritt, biss und schlug. Ich habe nämlich hellblonde Haare, Pausbacken und eine hohe Stirn wie sie. Gubba hat ein eher längliches Gesicht und kurze, dicke dunkle Haare, die aussehen wie ein Käppi. Ihre Augen sind klein und zusammengekniffen, wobei sie das für einen dramatischen Blick hält, der die Windrichtung beeinflussen, Eisschollen an Land treiben und ganze Landstriche verwüsten kann. Ein Bild meiner Großmutter väterlicherseits stand in einem dunklen Holzrahmen im Regal im Arbeitszimmer meines Vaters. Es war in einem Fotostudio aufgenommen worden. Sie hatte lockige hellblonde Haare und trug eine weiße Bluse. Ein Medaillon um den Hals. »Das hat sie sich extra von einer Freundin für das Foto geliehen. Sie besaß selbst keins und wollte elegant aussehen«, sagte Papa.

Sie war eine schöne Frau, aber ich war heilfroh, nicht nach ihr benannt worden zu sein. Alvilda hieß sie und war färöisch. Sie arbeitete in einem Geschäft in Tórshavn, wo im dichten Nebel die Bordwände der Boote gegeneinanderschlugen und sich kleine Holzhäuser mit Torfdächern zusammenkauerten und sich wohl schon ewig so zusammengekauert hatten. Dort ging das Schiff meines Großvaters Páll eines Tages vor Anker. Es war Winter, und als die Mannschaft an Land gegangen war, setzte ein so starker Schneesturm ein, dass sie in der Stadt ausharren mussten. Und obwohl sich Alvilda in Tórshavn immer wohlgeföhlt hatte, wollte sie plötzlich nichts lieber als nach Island ziehen, selbst wenn es sich nur um ein kleines Dorf namens Fáskrúðsfjörður handelte.

»Es ist winzig«, sagte mein Großvater über sein Dorf. Er befürchtete, sie mache sich falsche Vorstellungen von dem Ort, aber sie ließ sich nicht davon abbringen. Sie wollte mit diesem Mann fort und viele Kinder mit ihm bekommen. Im Lauf der Zeit stellte sich heraus, dass Gunnar niemals Geschwister haben würde. Während die Nachbarinnen bis zu zwölf Kinder bekamen und immer mit mindestens dreien im Schlepptau durch die Straßen des Dorfs spazierten, hatte Alvilda nur einen Sohn. Er interessierte sich nicht für die Seefahrt, wollte nie mit den anderen Jungen unten am Kai angeln, sondern hockte drinnen und las Bücher. So vergingen die ersten Jahre. Páll fuhr zur See. Alvilda kümmerte sich um das Heim und konnte so kunstvoll nähen, dass sie Bestellungen entgegennahm. Auf den Dachböden der Ostfjorde liegen bestimmt immer noch ausgebleichte Brautkleider, die sie genäht hat, ganz zu schweigen von dem Taufkleid, das im Heimatmuseum ausgestellt ist. Die Frauen kamen mit ihren Jüngsten an der Hand zu ihr, baten sie, die kleinen Körper auszumessen, und fragten dann ganz nebenbei, ob sie nicht auch noch eins bekommen wolle, bevor es zu spät sei. Alvilda brauchte ihre Kundinnen und antwortete deshalb höflich, man könne nie wissen. Sie verstand einfach nicht, wie die anderen Frauen das machten. Ihre Männer waren ständig auf See, genauso wie ihrer, und es war keineswegs so, dass sie die Zeit, wenn er an Land war, nicht nutzten. Es tat sich einfach nichts. Alvilda hielt die Luft an, während sie die Kinder ausmaß, damit sie ihren Duft nicht riechen musste, und lehnte dankend ab, wenn man sie aufforderte, sie auf den Arm zu nehmen. Sagte, die Kleinen würden sich nur an den Nadeln verletzen, mit denen sie die Ärmel feststeckte.

Gunnar, ihr Sohn, der inzwischen elf Jahre alt war, erinnerte sie an die Kinder, die sie nicht bekommen konnte, und es fiel ihr schwer, das vor ihm zu verbergen. Doch das Unglück nahm erst im *Dorri*, dem vierten Wintermonat 1938, seinen Lauf. Da bekamen drei Frauen im Dorf wunderhübsche Kinder, und eine von ihnen war die Pfarrersfrau, die alle für eine vertrocknete Alte gehalten hatten. Von nun an machte sich Alvilda die nordatlantische Gewohnheit zu eigen, ihren Kummer im Alkohol zu ertränken. Ihr Sohn Gunnar fand das nicht allzu schlimm, denn nur wenn sie betrunken war, hegte sie noch freundliche Gefühle für ihn. Dann bat sie ihn weinend um Verzeihung, weil sie oft so mürrisch zu ihm war. Sie trank nichts, wenn Páll an Land war, und Gunnar brachte es nicht über sich, ihm zu erzählen, wie das Familienleben tatsächlich aussah. Vater und Sohn standen sich nie besonders nah. Sowohl Gunnar als auch Alvilda waren erleichtert, als Gunnar schließlich nach Reykjavík zog, um auf die weiterführende Schule zu gehen.

Meine Großeltern väterlicherseits waren beide schon tot, als ich geboren wurde, und ich war nur einmal in den Ostfjorden gewesen, bei unserer Rundreise 1978. Damals war ich sieben Jahre alt und interessierte mich nicht besonders für Reisen im Inland, sogar noch weniger als heute. Ich wäre viel lieber zu Hause geblieben und hätte mit meinen Freundinnen gespielt. Vielleicht war ich auch einfach zu erschöpft, um die Naturschönheiten wahrzunehmen. Auf dem Rücksitz tobte nämlich ein Krieg zur Musik von *Meins Deins*, die während der ganzen Fahrt aus dem Kassettenrekorder dröhnte. »Kommunistenmusik«, nannte Papa das und hätte uns auf dem Weg aus der Stadt lieber

ein Kindermusical aus dem Kassettenständer in der Raststätte aufgenötigt. Ich musste ständig die Schläge meiner Schwester abwehren, die sauer war, weil Papa mir rosa Haarspangen gekauft hatte und ihr dunkelgrüne. Gubba war es gewohnt, sich als Erste eine Farbe aussuchen zu dürfen, wenn wir etwas gekauft bekamen. Ihr war zwar fast die ganze Fahrt über schlecht, aber sie war nicht zu schlapp, um mir ab und zu einen Knuff zu versetzen. Irgendwie musste das Kind sein Unwohlsein ja zum Ausdruck bringen. In Fáskrúðsfjörður besuchte Papa seine Verwandten alleine. Gubba war müde von der Reise und kauerte unter der Bettdecke im Hotel Valhöll, mit einer Flasche Malzbier als Trost und Stütze. Mama wollte eigentlich bei ihr bleiben, doch als Gubba endlich einschlief, zog es sie nach draußen, und sie nahm mich mit auf einen Abendspaziergang. Es war Mamas zweiter Besuch in Fáskrúðsfjörður. Sie war nämlich schon einmal mit sechs Jahren mit ihren Großeltern dort gewesen. Sie hatten damals Freunde besucht und bei ihnen übernachtet. Es war der 17. Juni gewesen, die Sonne hatte geschienen, und die Einwohner hatten aus Anlass des Nationalfeiertags ein Theaterstück über Jón Sigurðsson aufgeführt. In den wenigen Tagen, die Mama in Fáskrúðsfjörður verbracht hatte, hatte sie sich mit einem Mädchen angefreundet. »Vielleicht wohnt sie noch hier«, sagte Mama und lachte darüber. Dann erzählte sie mir, was sie und ihre Freundin, an deren Namen sie sich nicht mehr erinnerte, gemacht hatten. Sich eine Hütte gebaut, Kätzchen geknuddelt und ihre Puppen mit Matschessen gefüttert. Mama hielt mich fest an der Hand und schaute starr geradeaus, während sie sprach. Mir schoss durch den Kopf, dass sie womöglich dachte, sie spräche mit Gubba. Dass sie

vielleicht glaubte, ich läge nach Kotze stinkend im Hotelzimmer. Während des Spaziergangs traute ich mich nicht, auch nur einen Pieps von mir zu geben, um mich nicht zu verraten. Auf dem Rückweg trafen wir Papa, ich riss mich sofort von Mamas Hand los und rannte ihm entgegen. Anschließend gingen wir zu dritt zum Friedhof. Unterwegs unterrichtete Mama Papa über Gubbas Befinden, und Papa erzählte ihr von den Verwandten, die er getroffen hatte. Dann standen wir plötzlich vor dem Grab seiner Eltern. Ich weiß nicht mehr, was auf dem Grabstein meines Großvaters stand, aber auf Alvildas Grabstein stand *Daheim bei Gott*. »Sie wollte es so. Das ist etwas Färöisches«, sagte Papa entschuldigend. Dann standen wir eine Weile schweigend an dem Grab, und ich wusste nicht, woran ich denken sollte. Vielleicht sollte ich etwas zu meiner Großmutter sagen, obwohl sie nirgends zu sehen war. Im Kino hatte ich Leute so etwas tun sehen, vor dem Grabstein knien und dem Verstorbenen etwas Schönes sagen. Vielleicht sollte ich auch nur an etwas Schönes denken. Ich starrte ins Gras und versuchte, so zu wirken, als sei ich in schöne Gedanken vertieft. Dabei ging mir durch den Kopf, dass in dieser Erde eine Frau lag, die fast ich war. So etwas hatte ich über meine Eltern noch nie gedacht, aber ich fand, dass Alvilda einen solchen Gedankengang durchaus schultern konnte. Erst kam sie, dann Papa, dann ich. Und wäre diese eine Schiffsfahrt nicht gewesen, wäre ich in ihrem Land aufgewachsen, auf den Färöern. Bei dieser Erkenntnis durchfuhr mich ein Schauer, als sei ich gerade aus dem Hot Pot gestiegen und stünde am Schwimmbadrand.

»Gehen wir«, sagte Papa, »der Kleinen ist kalt.«

Von seinem Vater besaß Papa nur ein undeutliches Foto,

auf dem er mit einem Hund vor einer Wand stand. Er hatte eine stark ausgeprägte Kieferregion, wie Papa. Das Foto war in einem alten Album, das ansonsten nur Bilder von mir und Gubba als Kleinkinder enthielt.

»Wie hieß dein Vater?«, fragte ich eines Abends, obwohl ich es wusste.

»Páll«, antwortete Papa, der in die Buchhaltung vertieft war. Es war eine Schinderei, eine Anwaltskanzlei zu betreiben. Der Arbeitstag ging noch lange weiter, wenn man zu Hause war.

Daraufhin fragte ich ihn, wie der Hund geheißen hätte, aber das wusste er nicht mehr. Damals trug Papa keinen Bart, und sein Kinn war noch markanter. Das muss meine älteste Erinnerung sein. Wir waren gerade von einem Spaziergang durch unser Stadtviertel zurückgekommen, und ich hatte noch meine Wollmütze auf, unter der es mich furchtbar juckte.

Mama hatte mir mal erzählt, dass sie, als sie mit mir schwanger war, von ihrer Großtante geträumt hätte, einer längst verstorbenen Frau aus Snæfellsnes namens Svanhvít. Sie war ihr im Traum erschienen, herausgeputzt in Nationaltracht, mit Troddelkappe, Silberschmuck und allem, was dazugehört. Die Frau bat sie um einen Schluck Wasser, und glücklicherweise war Mama gerade in der Küche und konnte schnell ein bruchfreies Glas nehmen und der Frau eiskaltes Leitungswasser einschenken. Svanhvít trank es in einem Zug leer, sehr durstig nach einer langen Reise, und sagte im Anschluss: »Du benennst dein Kind nach mir.«

Svanhvít war eine dieser Frauen, die eine Menge Kinder bekommen hatte, sie aber nicht besonders mochte, woraus sie nie einen Hehl gemacht hatte. Sie versorgte die Kinder

mit allem Notwendigen, aber mehr nicht. Mama konnte sich nicht erinnern, dass Svanhvít jemals ein gutes Wort für sie übriggehabt hatte, wenn sie mit ihrer Großmutter zu Besuch im Westland gewesen war. Und dann tauchte diese längst verstorbene Frau einfach bei ihr auf und meinte, sie hätte etwas gut. Die war ja wohl nicht ganz bei Sinnen, diese Frau.

Magdalena Ottósdóttir richtete sich auf, streckte den Bauch heraus, der in ihren Träumen immer viel größer war als in Wirklichkeit, und sagte: »Nein, weißt du, ich glaube nicht.«

Da rutschte Svanhvít das Glas aus der Hand und zerbrach auf dem Küchenfußboden in tausend Stücke. Und dann löste sich die alte Frau vor Mamas Augen auf. Am nächsten Tag, als Papa zur Arbeit gegangen war und Gubba schlief, konnte Mama der Versuchung nicht widerstehen und schmiss ein bruchfreies Glas auf den Boden. Das Glas blieb unversehrt, und Mama nahm sich vor, es später noch einmal zu probieren, wenn das Linoleum entsorgt und der Boden endlich gefliest wäre.

Bevor ich ging, holte ich ein Glas Marmelade aus Mamas Kühlschrank und nahm es mit nach Hause. Ich fand, ich hätte es verdient.



**Hier klicken**, den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um Ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.

# Jetzt reinklicken!

„Sind Sie auch  
**Vielleser**,  
Bücher**fan** oder  
Hobby**rezensent**?“

„Dann **lesen**,  
**kommentieren** und  
**schreiben Sie** mit auf  
**vorablesen.de!**“

Jede Woche vorab in brandaktuelle Top-Titel  
reinlesen, Leseindruck verfassen, Kritiker werden  
und eins von 100 Vorab-Exemplaren gewinnen.



**vorablesen.de**

Neue Bücher online vorablesen & rezensieren